

Zeitschrift: Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 61 (2003)

Artikel: "Dort oben ist's gut sein, da können Leib und Seele gesunden..." :
landwirtschaftliche Nutzung der Alpen zwischen Mythos und
Lebensalltag
Autor: Bäschlin, Esisabeth / Schweizer, Andreas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-960324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

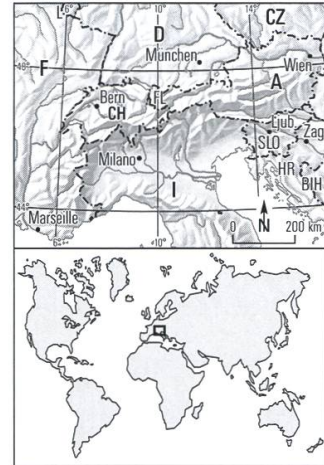
Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Dort oben ist's gut sein, da können Leib und Seele gesunden...»¹

LANDWIRTSCHAFTLICHE NUTZUNG DER ALPEN ZWISCHEN MYTHOS UND LEBENSALLTAG

ELISABETH BÄSCHLIN, ANDREAS SCHWEIZER



Prolog

Das Rätsel um den Schweizer Käse

Von einem König sagt man, dass er in seinem Reich auch gar zu gerne den berühmten Schweizer Käse wollte hergestellt haben.

Also lud er eine Anzahl unserer Küher² zu sich ein – doch trotz allem angewandten Fleiss war das Ergebnis ihrer Arbeit unvollkommen genug.

Die Küher empfahlen nun dem bekümmerten König, auch Schweizer Kühe kommen zu lassen, was er nicht ohne grosse Kosten bewerkstelligte. Nun hatte er also Schweizer Küher und Schweizer Kühe, Schweizer Käse bekam er aber gleichwohl nicht.

«Ihre königliche Majestät muss uns jetzt noch die Schweizer Berge kommen lassen», rieten nun die wackeren Küher nach mancherlei gescheiterten Versuchen.

Dem König fehlten aber dazu trotz seines unglaublichen Reichtums die notwendigen Mittel oder auch der Glaube, der doch bekanntlich Berge versetzen soll: Also blieb er auch weiterhin ohne die für sein Land ersehnte Käsefabrikation, zu der es eben nicht nur die Künste der erfahrenen Küher braucht, sondern auch die hohen Alpen mit ihren vorzüglichen Bergkräutlein.

In: SEGIUS GOLOWIN, 1981: Hausbuch der Schweizertsagen.

1 Mythos Alpen

In den klassischen Reiseführern waren – und sind bis heute – malerische und daher erwähnenswerte Landschaften beinahe ausschliesslich Berggebiete. Diese «bürgerliche Rangerhöhung des Gebirges» (BARTHES 1964:59) geht auf den «Alpenmythos» des 19. Jahrhunderts zurück, als die gesunde Natur der Alpenwelt und die Unschuld ihrer Bewohnerinnen und Bewohner «entdeckt» wurde. «Nur das Gebirge, die Schlucht, der Engpass und der Wildbach haben Zugang zum Pantheon des Reisens, sicher deshalb, weil sie eine Moral der Mühe und der Einsamkeit zu stützen scheinen.» Ob, wie André Gide – laut Barthes «zu Recht» – behauptet, ein Zusammenhang hergestellt werden kann zwischen der «Erholung durch reine Luft, moralische Ideen beim Anblick der Gipfel» und dem «Aufstieg als Bürgertugend» in der Vorstellung des Bildungsbürgertums in seiner «helvetisch-protestantischen Moral», bleibe dahingestellt.

In unserer Sage kommt uns der Mythos «Alpen» sehr lebendig entgegen: Ohne die würzigen Bergkräutlein der hohen Alpen kann kein Käse so gut werden wie der Schweizer Käse! Die heilende Wirkung von Höhenluft und Sonne für Tuberkulosekranke wurde entdeckt. Und in der Geschichte von «Heidi» kann die blasse und gelähmte Klara aus Frankfurt dank der guten Milch der Ziege «Schwänli» und der kräftigen Luft auf der Alp rote Wangen bekommen und schliesslich gehen lernen! Auch heute noch setzen Heimatromane, Filmtitel wie «Auf der Alp da gibt's ka Sünd» oder Werbung mit lila Kühen alle auf das Bild der Alpen als Inbegriff von Natur – und von Unschuld.

Dies nur einige Beispiele von Bildern, durch die noch heute die Alpen und die Menschen, die in diesem Raum leben, symbolisch überhöht werden. Parallel dazu entwickelten sich auch der Mythos und die Romantisierung des Landlebens und der Arbeit des Bauern und der Bäuerin. Gleichsam ebenfalls überhöht wird damit die Diskrepanz zwischen dem Symbolwert der Alpen und der realen, gesamtgesellschaftlich geringen ökonomischen Bedeutung der Berglandwirtschaft und der geringen Anzahl der Menschen, die heute davon leben.

Die Vorstellungen von «Alpen» und «Berglandwirtschaft» in den Köpfen unserer heute meist städtischen Gesellschaft ist das Eine. Wie aber denken die Menschen, die in diesen Bergen leben und wie sieht ihr Alltag aus?

2 Von StädterInnen, die z'Alp gehen

Auf den Hochweiden in den Alpen wird in den Sommermonaten Vieh gesömmert: Rinder, Schafe, Ziegen und andere Tiere. Zu deren Besorgung werden SennerInnen, so genannte ÄplerInnen, angestellt, die mancherorts auch Milchprodukte herstellen.

Eine zunehmende Anzahl dieser ÄplerInnen stammen aus der Stadt, sind also städtisch sozialisiert. Irgendwann erwuchs aber bei diesen Personen der Wunsch, im Sommer auf einer Alp arbeiten zu gehen. Es sind verschiedene Faktoren, die schliesslich den Entschluss für das «z'Alp gehen» beeinflussen und dies als attraktive Handlungsalternative erscheinen lassen. So spielen persönliche Bedürfnisse eine Rolle, aber auch Zutaten aus dem kollektiven Mythos «Alpen» oder Kindererinnerungen von Besuchen auf der Alp, von Ferien oder Ausflügen mit der Familie.

Welche Vorstellungen haben diese städtischen ÄplerInnen vor dem z'Alp gehen? Wie haben sich diese Vorstellungen während dem Aufenthalt auf der Alp verändert und wie präsentieren sie sich nach der Rückkehr in das städtische Umfeld in der Erinnerung?

2.1 Die Alp im Voraus

Die angehenden SennerInnen äusserten in Gesprächen unmittelbar vor dem z'Alp gehen ihre Vorstellungen.

Die Alp als ein beschaulicher, ursprünglicher und natürlicher Ort

Durch die Arbeit mit Tieren in den Bergen möchten die Interviewpersonen mit der Natur in Kontakt kommen.

«Ursprünglich war es ja so, dass man noch einen Garten und Vieh hatte und sich quasi selber ernährte. Und es war fast ein Kreislauf, und heute ist man sehr weit davon weg. Man geht arbeiten, man isst in der Mensa oder sonst wo und ist so wie distanziert von ... diesem bewussten Herstellen, Kochen, in diesem Kreislauf sein. Zurück zu einer anderen Lebensweise, das hat wohl auch eine Anziehungskraft.»

Die Gesprächspartnerin denkt, dass die Menschen früher, als sie noch Selbstversorger waren, in Harmonie und Eintracht mit der Natur lebten. Das Leben auf der Alp wird als kleines Überbleibsel davon angesehen. Hier schimmert die städtische Perspektive durch. Ein Unbehagen mit der gesellschaftlichen Entwicklung wird spürbar, mit der sich die Menschen zunehmend von der Natur gelöst und sich eine abstrakte, künstliche Welt aufgebaut haben. Das z'Alp gehen soll ein Eintauchen in eine beschauliche Welt sein.

Die Alpbilder sind von weiteren nostalgischen Elementen geprägt.

Die «Wunschalp» soll einfach eingerichtet, nicht mit einer Strasse erschlossen sein. Es soll möglichst alles anders sein als in der Stadt! Einige sehnen sich nach weniger Komplexität: Die Alp als Ort, wo die Zusammenhänge klar und einsichtig werden!

«Wenn schon eine Alp, dann richtig. Es soll noch etwas rudimentär sein, also nicht extrem eingerichtet. Das hat sicher auch noch mit Idealismus zu tun. (...) Weil es eben auch schön ist und gut tut, wenn man zum Essen kochen zuerst noch Holz spalten und Wasser holen muss.»

Ein weiteres Bild von Alp ist, dass dort Musse und Ruhe herrschen. Das riesige Angebot an Unterhaltung und die Reizüberflutung der Stadt sind weit weg, nur die Beschäftigung mit der unmittelbaren Umgebung bleibt. Die urtümliche Alpenwelt kann sogar als Inspiration zu eigenen künstlerischen Taten dienen: Die Alp als inspirierender Ort, wo schlummernde Fähigkeiten geweckt werden.

«Für kulturelle Sachen und Ausgang bist du halt schon weg. Oder es sei denn, du machst Kultur selber, indem du ein Bild malst oder etwas dchtest. Dort hast du dann deine Ruhe, wo du kreativ sein kannst.»

Die Alp als spiritueller Ort

Einige GesprächspartnerInnen beschreiben die Alp als einen heiligen Ort.

Zur Alp zu gehen hat auch etwas Rituelles, unveränderlich Wiederkehrendes, ja Spirituelles: Jeden Sommer geht jemand hoch auf die Alp, an die Grenze zu Eis und Schnee, an diese Schnittstelle zum Unwirtlichen, zum Universum, zum Göttlichen! Und die Menschen, die diese wichtige Aufgabe ausführen, sind nur eine kleine, ausgewählte Gruppe. Sie stellen die Verbindung zwischen Kultur und Natur, zwischen der Welt und Gott her, pflegen diesen temporären Kulturraum und stellen erst noch kostbare Lebensmittel her für diejenigen, die unten geblieben sind. Sie bringen aber auch Opfer; sind sie doch den ganzen Sommer weg von ihrer angestammten Umgebung, sind einsam und haben viel Verantwortung zu übernehmen.

«Dass die mit irgendwelchen Tieren dort hinauf gehen und die Sommermonate dort oben bleiben und Käse machen. So etwas Unantastbares. Sicher auch eine Art Bewunderung... Und dort oben nur mit ihren Leuten, zu zweit, dritt oder einfach nur wenige Leute dort

bleiben. Und etwas Wertvolles, etwas Wichtiges. So etwas wie bei einem Brauch, dass sie jeden Sommer gehen und ihren Käse machen.»

Wer auf der Alp oben ist, steht über der Zivilisation. Die Autos sind unten im Tal und die schlechte Luft auch. Unten im Tal findet das turbulente Leben statt. Oben ist es ruhig. Aus der Ruhe und der Erhabenheit der Alp beobachtet und durchschaut man der Welten Lauf und steht über den zweiflerischen Gedanken und den negativen Einflüssen des Alltags.

«Die Alp ist für mich ein sehr friedlicher Ort in der Höhe oben, in der Natur, gute Luft, bei schönem Wetter Ausblick, (...). Aber wenn man dann so in ein Tal hinunter sieht, man sieht Autos herumfahren, Siedlungen, Hektik... Sonst die Alp... vielleicht das Idealbild... ist fast so wie ein... Paradies.»

Die Alp als Freiraum

Auf der Alp hat es wenige Menschen auf viel Raum. Da gibt es keine sozialen Ordnungsstrukturen und formalen Hierarchien mehr. Die Gesetze sind jene der Natur, und vor der Natur sind wir alle gleich.

«Ich gehe davon aus, dass es ab 1500 m ü.M. kein Sie mehr gibt. Es gibt kein Grüezi, nur noch hoi.»

Es herrschen archaischere Sitten. Da braucht sich keiner mehr um die Zwänge der Zivilisation zu kümmern.

«Gelöst von all diesen Konventionen: Du stehst einfach vor die Hütte hin und pisst da ins Gras. Oder du kannst dort oben lärmern und juchzen und fluchen so laut du willst.»

2.2 Lebensalltag auf der Alp

Die Lebenswelt Alp ist im Vergleich zur Stadt durch eine rudimentäre Infrastruktur gekennzeichnet. Gleichzeitig erzeugt die zumeist körperliche Schwerarbeit mit den Tieren und die Produktion von Milchprodukten einen sehr verbindlichen Rahmen: Die städtischen ÄlplerInnen sind von ihren Alltagsverpflichtungen gänzlich absorbiert.

Soziale Aspekte haben auf der Alp ein sehr grosses Gewicht. Die Kommunikation mit dem gewohnten sozialen Umfeld der Stadt ist während der Alpzeit eingeschränkt. Aufgrund der Abgeschiedenheit sind ÄlplerInnen permanent mit sich und ihren MitälplerInnen konfrontiert. Dies birgt ein grosses Konfliktpotenzial in sich. Dazu kommt das Verhältnis zwischen den ÄlplerInnen als ArbeitnehmerInnen und den Bauern als Arbeitgebern – ein entscheidender Faktor für das Gelingen des Alpsommers.

Diese städtischen ÄlplerInnen begeben sich temporär in eine Position zwischen Stadt und Land, zwischen nichtbäuerlicher und bäuerlicher Bevölkerung, zwischen KonsumentInnen und ProduzentInnen.

Auf der Alp ist die Urgewalt der Natur spürbar. Die ÄlplerInnen sind wenigen, aber intensiven und urtümlichen Umweltreizen ausgesetzt. Für viele ist die Alp ein überaus emotionaler Ort, wo sie sich ihrer eigenen Leiblichkeit als Teil der Natur bewusst werden. Für andere bleibt die Sinneswahrnehmung der Umwelt auf dem Niveau des Ästhetisch-Kontemplativen, so dass sie diese wahrnehmen, ohne die Eindrücke kognitiv einordnen zu können.

«Und was ich auch ganz gerne mache, ist am Morgen Kühe holen gehen. Die Stimmung, das Licht, der Tag erwacht, zu den Kühen, die dampfenden Kolosse, die da in der Wiese liegen, zu ihnen gehen, nicht gerade aufjagen, das kann man doch nicht, kraulen, lieblosen. Das ist vielleicht auch diese Postkarten-Romantik, aber das fährt ein.»

Durch die konkrete Alperfahrung verändert sich der Mythos Alp. Es gibt etliche Brüche oder Veränderungen in den Alpbildern und deren Bedeutungen gegenüber denjenigen, welche im Frühling beschrieben worden waren: Der Lebensalltag der Alp ist nicht so idyllisch, wie dies der Mythos versprach.

So wurde zum Beispiel die Intensität der sozialen Situation unterschätzt.

«Die andere Seite ist für viele schwierig vorzustellen. So das Wegsein von ihren Leuten und so eng aufeinander, und so stark mit sich konfrontiert werden. Ich jedenfalls, fühle das so: Du bist ausgesetzt und du spiegelst dich in den anderen, an physische und eben psychische Grenzen kommen, Streitereien, Rankämpfe...»

Für einige ist das Leben auf der Alp viel anstrengender, als sie erwartet haben; die Arbeiten sind zum Teil sehr mühevoll und die Alphütte ungemütlich.

«Und gell, eine Zeit lang ist es so, dass in der Käseküche drin keine Sonne ist, das ist wie in einer Höhle drin. Es ist dunkel und raucht; ich klebte fast die ganze Zeit am Fenster, während ich wusch. Solche Erlebnisse kannst du dir gar nicht vorstellen zum Voraus, wie dir das dann 'einfährt'. Oder auch essen, schlafen und kochen im selben Raum,... engen Raum, und alles ist schief, die Betten zum Beispiel. Ich finde es völlig ungemütlich.»

Die Alpzeit ist nicht erholsam und besinnlich.

«Und ich stellte mir auch vor, dass wenn du so viel körperlich arbeitest, du nicht so am 'Hirnen' bist. Doch das ist gar nicht so. Wenn du in der Stadt bist, da kannst du ins Kino, du kannst dich irgendwie ablenken, du kannst mit irgendwem weg und hier bist du einfach mal hier, und ich bin recht mit mir selber konfrontiert.»

Auch mit der Freiheit auf der Alp ist es nicht so weit her. Obschon die soziale Kontrolle gering ist und die auf der Alp geltenden Konventionen als sehr frei empfunden werden, ist der Alltag – der ja vor allem aus Arbeit besteht – enorm rigide und strukturiert und erfordert ein hohes Mass an Eigenverantwortung der ÄlplerInnen.

«Diese Kühe, für die ich die Verantwortung habe. Wenn ihnen etwas passiert, da musst du reagieren, du bist auf dich gestellt. Es gibt da deftige Situationen, du musst entscheiden; zuerst musst du überhaupt merken, was los ist. Entscheidungen sind gefragt, was machst du nun, du musst handeln. Das Messer in den Ranzen drücken, weil es sie gebläht hat, da braucht man schon eine gewisse Courage. Oder wenn es Sachen sind, die du nicht mehr selber in die Hand nehmen kannst, dass du auch da Entscheidungen triffst. Man ist auf der Alp irgendwie ausgelieferter. Oder dann mit dem Wetter. Mitten im Sommer Schnee, das ist nicht jedermanns Sache. Das ist dann nicht mehr Alpenidylle, sondern das ist dann knallhart, du musst wach sein.»

2.3 Die Alp im Nachhinein

Im Winter nach der Alpzeit sind die Erinnerungen nicht mehr so präzise. Durch die räumliche und zeitliche Distanz zur Lebenswelt Alp wird diese zunehmend wieder zu einem nur mentalen Raum. Die Alp wird mit Inhalten gefüllt, die der unmittelbaren Umgebung entnommen sind oder die einem eventuell in der Stadt fehlen, die aber gewünscht würden. Oder es wird einem erst in der Stadt, in der Rückschau, bewusst, wie es auf der Alp war.

«Dort oben, da dachte ich nämlich oft, ja, wie ist das nun mit diesen Wahnsinnsstimmungen und dieser Bergromantik. Ich habe das Gefühl, so das Romantische, so diese Sinneseindrücke sind mehr so das, was mir danach erst aufging. Dort war es einfach so da, und man sagte schon zwischendurch, oh, wie schön, aber eigentlich arbeitete man ja vor allem.»

Die Alpbilder im Winter nähern sich zum Teil wieder den im Frühling vor der Alp erwähnten an. Es sind zwar Erinnerungen von der Lebenswelt Alp da, diese werden aber mit den Relevanzen der Lebenswelt Stadt interpretiert.

«Mich dünkt, das Bild, das ich jetzt habe, gleicht je länger je mehr wieder dem Bild, das ich zuvor hatte.»

Die SennerInnen denken über die Alp und gleichzeitig oft über die Stadt nach. Die Alp verkörpert das Andere der Stadt. Die Alp wird wieder zu einem beschaulichen, ursprünglichen und natürlichen Ort, zu einem spirituellen Ort, zu einem Extremort und einem Freiraum. Das z'Alp gehen wird wieder zum temporären Ausstieg aus der Stadt, zum Einstieg in die Landwirtschaft und zur Selbsterfahrung.

Frühere Alpbilder wurden aber auch verändert, was auch als eigene Entwicklung aufgefasst und als persönliches Weiterkommen empfunden wird. So werden differenzierte Betrachtungen über die Alp angestellt.

«Schlussendlich denke ich, nun habe ich ein realistischeres Bild über das z'Alp gehen, und wohl ein besseres Bild. Ich nehme nun das z'Alp gehen ernster. Es ist nicht mehr ein Experiment, nicht einfach nur noch so ein bisschen gehen und das ist noch schön, sondern es ist nun eine ernsthafte Sache, sowohl vom Team, vom Sozialen her, als auch von der Arbeit selber.»

3 Bergbauernfamilien

3.1 Lebensalltag der Bergbauernfamilien

Heute arbeiten in der Schweiz noch 4% der Berufstätigen in der Landwirtschaft, in Berggebieten etwas mehr: Die Alpen sind auch heute noch deutlich stärker landwirtschaftlich geprägt als die übrige Schweiz.

Die landwirtschaftliche Nutzung in den Schweizer Alpen hat sich in Jahrhunderte langer Anpassung der Bauern an die natürlichen Gegebenheiten wie Klima und Relief entwickelt. Die zeitlich gestaffelte Bewirtschaftung auf verschiedenen Stufen, Talzone, Maiensäss oder Vorsass und Alp, mit welcher der gegenüber dem Mittelland verkürzten



(Foto: Romano P. Riedo)

Vegetationszeit begegnet wurde, erfordert zwar für die Bauernfamilien, dank der Motorisierung und dem Ausbau der Alpstrassen, heute nur noch in den seltensten Fällen einen jahreszeitlichen Wechsel des Wohnortes. Es werden aber im Sommer weiterhin alle Stufen bewirtschaftet, währenddem das Vieh auf der Alp ist, betreut von SennerInnen.

Die Berglandwirtschaftsbetriebe haben sich in den letzten Jahren fast ausschliesslich auf die Viehwirtschaft zurückgezogen. Durch die ungünstigen klimatischen und topographischen Bedingungen erwachsen dem Berggebiet in einem zunehmend globalisierten Agrarmarkt komparative Kostennachteile gegenüber anderen Regionen. Ein wichtiges Zusatzeinkommen sind die Flächenbeiträge, insbesondere für die Bewirtschaftung und den Unterhalt von Hanglagen und ökologischen Ausgleichsflächen. Die minimale Voraussetzung für den Erhalt von Flächenbeiträgen im Berggebiet ist eine Produktion nach IP-Vorschriften, d.h. die Anwendung von Dünger und Pestiziden wird auf ein Minimum beschränkt. Viele Betriebe haben aber auf biologische Produktion umgestellt. Es ist für diese Bauern wichtig, das Futter, das sie für ihre Tiere benötigen, möglichst auf dem eigenen Boden zu produzieren. Die sommerliche Heuherstellung auf den drei Höhenstufen prägt somit den Jahresablauf in den Berglandwirtschaftsbetrieben sehr stark.

«Wir sind ein Stufenbetrieb. Also, wenn wir Ende Mai beginnen zu heuen, sind wir jeweils dran bis im September, wenn das Wetter gut ist, sonst manchmal noch länger. Da ist man ziemlich dran. Zuunterst ist man auf 600, zuoberst auf 2000 Metern. Da unten im Dorf machen wir drei Schnitte, höher oben zweimal und im Berg dann nur noch einmal. Unterdessen gehen die Kühe auf die Alp.»

Eine Bearbeitung des Bodens in diesen Höhenlagen und bei diesem Relief bedeutet aber viel Handarbeit.

«Da ist die Maiensäss und dann gibt es noch die Bergwiesen. Da muss man natürlich alles von Hand rechnen. Das gibt viel zu tun von morgens früh bis abends spät.»

Unterdessen sind aber auch die Bauernfamilien kleiner geworden und Angestellte gibt es nicht mehr, sie wären auch zu teuer. Die Mechanisierung hat zwar auch im Berggebiet einiges erleichtert, doch ist der Arbeitsaufwand nach wie vor gross.

«Im Sommer sind wir vor allem am Heuen. Das ist auch nicht mehr so streng wie früher. Mit den Maschinen kann man viel machen.»

Die auch im Sommer recht häufigen Niederschläge und die grosse Höhen machen die Heuernte oft zu einem mühsamen Geschäft.

«Wir fangen mit Heuen oder Feldräumung hier unten im Dorf an, und gehen dann bis 2000 m Höhe in die Heuberge. Beginnen tut man immer mit silieren, ja und dann ist es meistens so, dass man dann gerade mit heuen starten kann. Und das wechselt dann je nach Witterung und Heustand. Und wir haben ja auch die Ökovorschriften, die sagen, dass man nicht vor dem 15. Juli weiter oben arbeiten darf. Dann macht man natürlich unten bereits den zweiten Schnitt, bevor man hoch geht, damit man dann oben richtig vorwärts machen kann. Und so sind wir eigentlich von Mitte Mai bis Anfang September, wenn's dumm geht, bis Mitte September eigentlich an den hübschen Tagen immer irgendwo am heuen oder silieren. Also, auf 1200 m silieren wir noch, aber das ist dann vor allem der zweite Schnitt. Was dann nach Mitte August ist, lässt sich nur noch mit relativ grossem Aufwand dürr machen. Der Heustock ist ja dann meistens relativ voll, so dass die Belüftung auch nicht mehr genügt, und daher müssten wir möglichst trockenes Heu darauf tun können. ... Und oben, wenn das Wetter kritisch ist, dann ist man einfach drei bis vier Tage am herumbasteln, am schneiden und zetteln und am nächsten Abend wieder am 'Mädli' (Heuwalm) machen, und am nächsten Morgen muss man sie wieder auseinander nehmen: Dann siliert man besser.»

Viele der von uns befragten Bergbäuerinnen zeigten ein grosses Verantwortungsbewusstsein der Natur gegenüber, in und mit der sie leben.

«Wir haben auf Bio umgestellt, weil wir einfach das Gefühl hatten, man müsse jetzt etwas tun wegen der Umwelt, wir sind ja sowieso gegen die Chemie und dieses Zeug und... ja, gut dann nehmen wir die Rappen natürlich auch, das kommt dann schon dazu. ... Irgendwann kommt es ja vielleicht zurück, dass sich die Natur doch etwas erholen will von allem, nicht? Auch hier gibt es Bauern, die Kunstdünger werfen, und das kann man einfach nicht, und das ist schon traurig. Es ist ja minim, was wir tun, in der Welt, aber irgendjemand muss ja mal beginnen, vielleicht merken es ja auch mal die Amerikaner.

Wir merken es ja auch beim Fleisch, wir vermarkten ja die Hälfte selber und haben Abnehmer in Zürich, die sagen, sie wollten nur solches Fleisch. Und das merkt man auch, das ist halt einfach besser.»

Die Umweltverantwortung ist verortet im Kontext der Generationen: Die Bäuerinnen verstehen sich als Ring in einer Kette.

«Man sollte nicht alles zusammenschliessen für grosse Betriebe. Unsere Vorfahren haben viel gearbeitet, bis sie diese Wiesen so weit hatten. Heute hat man keine Zeit mehr zu schauen, dass alles so bleibt. Da sind diese Magerwiesen, die angrenzend sind an einen Wald, wenn man diese nicht mehr hat! Man hat sie jedes zweite Jahr gemäht. Wenn man das nicht mehr macht, ist alles überwuchert. Das geht über in Wald oder in Stauden. Für mich ist es fast der grösste Kummer, dass vieles verloren geht, woran vorher so hart gearbeitet wurde. Das stimmt mich traurig. Sie wollen nur noch Grosses, für die Kleinen gibt es keinen Platz mehr.»

Bei den aktuellen Produktionsbedingungen und der Konkurrenz kann kaum ein Betrieb im Berggebiet noch ohne Zu- oder Nebenerwerb des Bauern oder der Bäuerin auskommen. Dies ist allerdings kein neues Phänomen, sondern hat Tradition in den Alpen.

«Viele Frauen müssen jedoch auswärts arbeiten, wenn der Mann keine Stelle findet – und eines von beiden halt arbeiten gehen muss, bei solchen Betrieben, wie man sie heute hat.»

Die Frauen arbeiten unter anderem im Service, als Abpackerin in einem Fleischverarbeitungsbetrieb, Rechnungsführerin, Lehrerin, Verkäuferin oder als Putzfrau, die Männer als Schreiner, Holzführer, Forstarbeiter, im Wegunterhalt, als Gebäudeschätzer oder auf dem Bau.

«Mein Mann hat zwei Ausbildungen gemacht, das ist heute fast die Bedingung. Bauern ist auch ein Beruf: Das darf nicht aussterben, aber ein zweites Bein wäre schon gut. Man weiss ja nie was noch weiter geht.»

Da der Sommer mit der Heuernte die Zeit des grössten Arbeitsaufkommens ist und im Winter die Tiere zu versorgen sind, liegen eigentliche Ferien kaum drin, werden aber scheinbar von den Bäuerinnen auch kaum vermisst. Wir konnten eine weit verbreitete Zufriedenheit und Gelassenheit feststellen.

«Ferien? Nein, da müssten wir jemanden haben für den Betrieb. Gut, im Sommer waren wir einmal in Grindelwald, etwa drei Tage, also manchmal machen wir im Sommer einfach etwa ein verlängertes Wochenende, aber sonst halt schon nicht. Es ist halt auch schwierig zu planen, wenn drei Wochen schlechtes Wetter ist und dann ist ausgerechnet dann schönes Wetter, wenn man eigentlich hätte in die Ferien gehen wollen, das geht halt schon nicht. Da muss man einfach spontan sagen, jetzt könnten wir, aber ans Meer zu gehen liegt dann nicht mehr drin. Ich vermisse dies eigentlich nicht. Mein Mann hat als Lediger eine Weltreise gemacht und ich war in Kanada. Es war schon schön, aber jetzt habe ich das gesehen und muss es nicht mehr haben und er auch nicht, er möchte nirgends mehr hin. Und das Mädchen durfte letzten Sommer einmal mit meiner Schwester nach Italien und der Sohn konnte mit seiner Gotte eine Woche nach Kreta und

sie vermissen das eigentlich auch nicht. Und wenn der Sommer 'hübsch' ist, dann sind wir etwa so um vier Uhr fertig, dann können sie auch noch in die Badi (Freibad), drum vermissen wir das eigentlich nicht.»

Während es Ferien im klassischen Sinn kaum gibt, spielt dagegen die Freizeit eine grosse Rolle. Die Tatsache, dass ein Bauer selbsterwerbend ist und keinen Chef fragen muss, wenn er frei machen möchte, wird hoch geschätzt! Hier scheint eine Veränderung in der «bäuerlichen» Mentalität und eine Annäherung an städtisches Denken stattzufinden.

«Ferien habe ich nicht, aber Freizeit macht man einfach. Das ist unterschiedlich. Das kann man sich selbst einteilen. Das ist eben das Gute daran.»

«Ich nehme mir meine Auszeit schon. So wie gestern, da musste ich zum Augenarzt und dann kam ich einfach nicht mehr zurück bis am Abend. Das nehme ich mir dann schon. Ich ging einen Kaffee trinken und gemütlich einkaufen. Da nehme ich mir meine Auszeit schon. Ich kann auch einmal an einem Nachmittag sagen, ich gehe nach Ragaz zum Baden.»

«Früher hatten sie nichts anderes, als zu arbeiten. Keine Ferien und keine Freizeit! Für uns ist schon sehr wichtig, dass die Lebensqualität auch stimmt, dass der Betrieb so gestaltet ist, dass man Zeit für sich hat. Wenn man immer nur arbeiten muss, hängt es einem einmal aus. Heute ist uns die Lebensqualität am wichtigsten. Dass man auch Freizeit hat und mit den anderen Frauen mitgehen und sagen kann: 'Ja, heute komme ich auch Skifahren'. Oder im Sommer auch einmal in die Badi (Freibad) gehen kann. Für die Kinder ist das auch noch toll. Und das man auch einmal zwei, drei Tage sagen kann, jetzt gehen wir irgendwohin mit den Kindern. Für die Kinder ist es sonst auch nicht toll, wenn die Eltern immer arbeiten müssen. Es ist gut, wenn die Kinder sehen, dass man es auch mit einem Bauernbetrieb gut haben kann.»

Es zeigt sich, dass die Vorstellungen, die in der städtischen Aktiv-Gesellschaft vorherrschen, hier überholt sind – oder gar nie Geltung hatten: So haben viele Bäuerinnen andere Vorstellungen von Freizeit als StädterInnen:

«Ferien? Nicht eigentlich. Was wir aber gerne tun sind Wanderungen auf der Alp. Für mich ist das eigentlich das Schönste, wenn man an einem hübschen Sonntag herauf kann und über den Grat wandern kann bei hübschem Wetter.»

«Ich habe nicht gross ein Hobby, mein Leben ist einfach hier. Ich bin zufrieden.»

«Freizeit? Ich mache einfach nichts.»

3.2 Entmythologisierung oder Widerstand gegen die totale Ökonomisierung der Lebenswelt?

Das Halten von Tieren hat für zahlreiche Bergbäuerinnen in unserem Untersuchungsgebiet eine sehr grosse Bedeutung.

«Ich bin immer noch im Stall am Morgen und am Abend, ja, das bin ich sicher. Ich könnte, glaube ich, nicht sein ohne. Ich habe die Tiere halt gerne und bin mit ihnen aufgewachsen. Ich habe nie etwas anderes gesehen.»

«Wenn ich einmal den ganzen Nachmittag stricke oder häkle, muss ich am Abend im Stall bei den Tieren einen Rundgang machen: Ich arbeite gerne mit den Tieren.»

«Ich war schon als Kind immer im Stall. Nach der Schule war ich immer bei den Kälbern. Ich bin wirklich hineingewachsen. Wir haben praktisch nur mit dem gelebt. Wir waren sicher auch auf Reisen und so, aber jetzt sind die Tiere meine Kinder, die Kälber. Ich sehe natürlich auch, wenn es einem nicht gut geht. Dann gebe ich ihm sofort ein Alcacyl mit einem Traubenzucker. Und wenn es etwas Schlimmeres wäre, müsste man den Arzt nehmen. Das gibt es auch; jetzt hatten wir gerade eines, das Nabelweh hatte. Das muss man halt alles beobachten. Das habe ich sofort gesehen, das es in diese Richtung ging, da musste ich den Doktor rufen. Wenn sie Bauchweh haben, können sie nicht mehr saugen.»

Das Selbstbild der Bäuerinnen kommt dem auch im städtischen Umfeld verbreiteten Bild der Bäuerin als «allzeit bereite Super-Hausfrau» doch sehr nahe, scheint aber gleichzeitig Ausdruck von einer grossen inneren Zufriedenheit unter den Bäuerinnen selber zu sein. Ob die Bäuerinnen ihrem eigenen Mythos zu entsprechen versuchen? Aber warum eigentlich sollte das Bild nicht tatsächlich ihren eigenen persönlichen Lebensentwürfen und damit ihrem Lebensalltag entsprechen?

«Eine Bäuerin ist einfach, dass man zusammen einen Betrieb führt.»

«Ich bin eine Bäuerin, weil ich doch viel auf dem Betrieb bin. Wenn meinem Mann etwas passieren würde, könnte ich den Stall sicher führen und alles machen. Nur mit den Maschinen kann ich nicht umgehen. Ich kann wohl autofahren, aber das mit den grossen Maschinen auf dem Feld liegt mir einfach nicht, ich mache es auch nicht gerne. ... Ich bin einfach dort, wo es mich braucht, ich tue es auch gerne. ... Eine typische Bäuerin ist, dass man auch beim Vieh Bescheid weiss, ob es eine hübsche Kuh ist, und ob man mit der an eine Ausstellung gehen kann. Dass man Selbstversorgung betreibt und irgendwie alles machen kann auf dem Hof und über alles Bescheid weiss.»

«Ich denke eine Bäuerin ist einfach eine, die hilft, wenn es nötig ist, und einfach gut mitmacht. Und man könnte ja sagen, wir hätten damals zu wenig Zeit gehabt für die Kinder, aber wir hatten sie immer bei uns und die Kinder kannten auch nichts anderes und dann hatten sie auch nicht das Gefühl, man hätte keine Zeit für sie. Ja, helfen einfach wo es nötig ist, dass man eben zusammen arbeitet. Das ist eben das Schöne, finde ich, dass man zusammen arbeiten kann.»

In diesen Aussagen kommt auch eine weitere Besonderheit des bäuerlichen Lebens zum Ausdruck, das viele Bäuerinnen als wesentlich hervorgehoben haben: Auf einem Bauernhof leben und arbeiten alle Familienmitglieder zusammen, und die Kinder wachsen im ständigen Kontakt mit Mutter und Vater auf. Alle arbeiten Hand in Hand. Ein ganzheitliches Familien- und Arbeitsleben, das viele Menschen in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft der Stadt so sehr vermissen, hat sich somit scheinbar als eine Art bäuerlicher Idylle erhalten können.

«Dass man zusammen sein kann, die ganze Familie, dass die Kinder ihren Vater immer haben und ihre Mutter auch, das finde ich hübsch, das Miteinandersein. Und man hat

auch gewisse Freiheiten, man kann auch mal sagen, komm, jetzt gehen wir heute einmal dorthin, einfach so, das finde ich schön.»

«Der grosse Vorteil ist, dass der Vater immer da ist. Viele arbeiten den Tag durch auswärts und sehen ihre Kinder gar nicht aufwachsen. Wenn sie klein sind, sind sie noch im Bett am Morgen und am Abend, und so sieht er sie nie. Bei uns sind sie so viel mit ihrem Vater unterwegs.»

Nach unseren Interviews waren wir sehr beeindruckt, wie gross die Anzahl der Bäuerinnen war, die zufrieden waren mit ihrem Lebensalltag, den viele auch selbst gewählt hatten und den sie aktiv mitgestalteten.

«Ich bin zufrieden so, ich möchte nichts anderes. ... Ich kann alles brauchen, was ich gelernt habe. Am wohlsten ist mir einfach, wenn ich den ganzen Tag Arbeit habe. Dann bin ich zufrieden.»

«Ich bauere gerne, man kann sich den Tag selbst einteilen, man kann sagen: 'Heute mag ich nicht so, heute gehe ich Kaffee trinken', und dann lasse ich die Arbeit liegen und gehe einfach. Dafür ist es vielleicht dann an einem Wochenende schön, und wir müssen heuen .. das ist einfach so, aber es ist auch schön, auch mit den Kindern. Wenn wir arbeiten müssen und es streng haben, dann können sie dabei sein, die wachsen damit auf. Ich glaube, ihnen gefällt es auch. Natürlich gibt es auch eintönige Arbeiten, aber irgendwo .. auch wenn man den ganzen Tag walmen muss und den ganzen Tag auf dem Traktor sitzt und es einem verleidet, wenn man dann am Abend fertig ist und sieht, dass der Heustock wieder so und so viel gewachsen ist und die Tiere im Winter wieder eigenes Gras zu fressen haben .. ich glaube das ist sehr befriedigende Arbeit, auch wenn es eine harte Arbeit ist. Es ist schon schön.»

4 Mythos oder Lebenswelt?

Die Erfahrungsberichte städtischer ÄplerInnen wie auch die Lebensentwürfe von Bergbäuerinnen zeigen uns, dass auch in unserer Gesellschaft noch nicht alle Bereiche total durch-«ökonomisiert» worden sind: Es gibt Lebensentwürfe – und damit Lebenswelten – die von Menschen getragen werden, die sich an anderen Werten orientieren.

Vielleicht hatte Johanna Spyri nicht so unrecht, als sie in ihrem Heidibuch den Herrn Doktor aus Frankfurt leise sagen liess, «als er zum letztenmal sich umwandte und nach dem winkenden Heidi und der sonnigen Alp zurückschaute: 'Dort oben ist's gut sein, da können Leib und Seele gesunden, und man wird wieder seines Lebens froh.'» Denn diese Feststellung scheint, jenseits der Idealisierung der bäuerlichen Lebenswelt, doch einen Punkt zu treffen, dem verschiedene unserer InterviewpartnerInnen, Bäuerinnen wie ÄplerInnen, zustimmen könnten.

Somit, so scheint es, können bei entsprechender Lebenseinstellung Mythen gelegentlich auch zu Lebensrealitäten werden. Und damit wäre auch der Gegensatz zwischen den beiden Begriffen nicht mehr unbedingt zwingend! Im Gegenteil, die Differenz zwischen Mythos und Alltag könnte, ganz im Sinne von Horkheimer und Adorno, somit zu einem

lehrreichen Widerspruch werden, da er die Beteiligten über ihre jeweiligen Selbstbilder und über die Wahrnehmung durch die Anderen aufklärt und so die eigene Lebenshaltung relativiert, d.h. wieder in Beziehung setzt.

¹ Spyri o.D.: *Heidi kann brauchen was es gelernt hat*.

² *Kuhhirten*

Literatur

- BARTHES, ROLAND, 1964: *Mythen des Alltags*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- FÖRSTER, H. v./ GLASERSFELD, E. v., 1999: *Wie wir uns erfinden*. Carl-Auer-System-Verlag, Heidelberg.
- GOLOWIN, SEGIUS, 1981: *Hausbuch der Schweiz*. Böhler Verlag, Wabern.
- HORKHEIMER, MAX/ ADORNO, THEODOR W., 1969: *Dialektik der Aufklärung*. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a.M.
- HÖSLI, GIORGIO et al., 1998: *Handbuch Alp. Handfestes für Alpleute, Erstaunliches für Zaungäste*. Octopus Verlag, Chur.
- SPYRI, JOHANNA, o.D.: *Heidi kann brauchen was es gelernt hat*. Verlag Perthes, Gotha.
- SCHWEIZER, ANDREAS, 2001: «Von StädterInnen, die z'Alp gehen». Beschreibung der Lebenswelten von «städtischen» ÄplerInnen mit Anregungen aus der Theorie des Konstruktivismus. Diplomarbeit Geographisches Institut Universität Bern
- STUCKI, BRIGITTE, 2002: *Die Rolle der Frauen in der Landwirtschaft*. Bericht. Forschungsprojekt im Auftrag des Bundesamtes für Landwirtschaft. 39 S.
- WATZLAWIK, P., 1999: *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*. Piper & Co Verlag. 11. Auflage. München.

Quellen zu «Berglandwirtschaft»

Geographisches Institut Universität Bern: Forschungspraktikum «Frauenalltag in der alpinen Landwirtschaft», Wintersemester 1997/98; Forschungspraktikum «Bergbäuerinnen», Wintersemester 2002/03.

Adresse der Autorin und des Autors

Lektorin Elisabeth Bäschlin, Dipl. Geogr. Andreas Schweizer, Geographisches Institut der Universität Bern, Hallerstrasse 12, CH-3012 Bern

